

Das Woher, Wobei, Wohin des Ordenschristen

Herbert Schneider OFM, Rom

Was wirkt ein Leben als Ordenschrist für die Verwirklichung meines Menschseins? Der Mensch ist sich eine Frage: „Wer bin ich?“ Er stellt in sich fest, daß er bei der Verwirklichung seiner selbst stets über sich hinaus ist. Nicht mit dem Erreichten zufrieden, erahnt und erstrebt er mehr. In allem möchte er das Ziel seiner menschlichen Existenz, eine vollendete Liebe, erreichen.

Dies ist offenbar in ihm angelegt; er findet sich so vor; es ist seine *conditio humana*, d. h. seine menschliche Lebensverfassung. Mit der Beantwortung dieser Lebensfrage steht und fällt auch das Ordensleben, und zwar in den drei Dimensionen des Woher, Wobei und Wohin. In ihnen steckt eine dreifache Differenz in der Existenz des Menschen, die nach Einheit drängt, oder sie führt zur Selbstentzweiung und sogar zum Selbstzerwürfnis.

1. Das Woher

1.1 Der Mensch erfährt sich im Hier und Jetzt. Er erfüllt eine Tätigkeit und führt einen Auftrag durch. Doch kann er sich darin nicht festmachen. Er ist auch stets das nicht, was er gerade erreicht und zum Abschluß gebracht hat.

Immer wieder sieht er sich einem neuen Ruf aus seiner Persontiefe ausgesetzt. Dieser Ruf sagt ihm, er sei noch mehr. Auch von seiten der Menschen, die ihn z. B. beurteilen, sagt er sich: „Das bin ich und das bin ich auch nicht!“ In jedem Augenblick, der ihn zu erfüllen scheint, erfährt er, daß er sich nicht völlig eingeholt hat. Er sagt Ja zu sich und doch sieht er sich aufgefordert, das Ja zu vertiefen und zu verändern zu noch mehr Erfahrung.

Romano Guardini hat darauf aufmerksam gemacht, wie sehr der Mensch in der Fremdheit zwischen sich und seinem eigenen Bild von sich lebt. „Ich habe mich nicht, sondern bin unterwegs zu mir.“¹

Der Mensch sucht stets, sein Woher im Vollzug des Lebens einzuholen, doch es ist *nicht festzumachen*; er bleibt sich auch immer wieder unbekannt. Anthropologen sprechen vom personalen Inkognito.² Mitunter verstehen wir unsere eigenen Motivationen nicht und sagen: „Nun verstehe ich mich selbst nicht mehr!“, obwohl wir zugleich uns bemühen, uns immer besser zu verstehen. Mithin muß der Mensch es akzeptieren, daß er sich selbst *nicht restlos erklären* kann.

1 Romano GUARDINI: *Die Annahme seiner selbst – Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß*. Topos-Taschenbuch 171, Matthias Grünewald-Verlag, Mainz, S. 11 ff.

2 August VETTER: *Personale Anthropologie*, Freiburg 1966

Daher kann es passieren, daß er trostlos dahin lebt und sich in allem Bemühen um sein Leben resigniert verhält, falls er die Frage des Woher nur bei sich selbst zu beantworten sucht.

Die andere Lösung ist es, die Tiefe der Herkünftigkeit seines Lebens im ihn tragenden Gott zu suchen. Dann wird er fähig zur *Annahme* seines Lebens, so wie es ihm gegeben und aufgegeben ist.

Die menschliche Eigenart, aus einer verborgenen Tiefe herkünftig zu sein und doch jetzt er selbst zu werden, zeigt dem Menschen, daß er aus einem Grund lebt, der ihn ins Dasein gestellt hat, Gott. Wenn er zur Annahme seines Lebens aus Gott bereit ist, dann kann er leben.

Er wird ja nie in der bestimmten Kulturgestalt, Bildungsgestalt oder Sozialgestalt aufgehen und sich erfüllen, er ist mehr. Keine Gesellschaft kann über ihn verfügen, als wäre er lediglich ein ihr abhängiger Teil. Nur Gott allein hat ihn bestimmt zu seinem Sein. Anerkennt der Mensch diese Herkünftigkeit aus Gott, dann findet er Einheit und Frieden mit sich selbst.

1.2 Wenn wir uns umschauen, in wem diese Herkünftigkeit und Aktualität des Menschen in Einheit gelebt wird, tritt Jesus Christus vor unsere Augen. Er kann von sich sagen: „Ich weiß, woher ich komme“ (Joh 8,14). In ihm wirkt der Vater fort, so daß er jeweils in der geschichtlichen Stunde bei sich selber war. „Mein Vater wirkt bis jetzt und auch ich wirke“ (Joh 2,25).

Da Jesus Christus um sich selber wußte, wußte er auch, „was im Menschen war“ (Joh 2,25). In ihm kam diese Distanz zwischen Herkünftigkeit aus einer Tiefe und aktuellem Beisichsein zur Einheit.

Jesu Anfang liegt in Gott; daher weiß er, woher er ist. Mit Jesus Christus verbunden wissen auch wir, woher wir alle sind und sein dürfen. In Jesus Christus wird der Mensch zu sich selbst erhellt, so daß er sich völlig annehmen und zu sich selber kommen kann.

Die Ungewißheit über das Woher des Menschen wird in Jesus Christus aufgelöst in dem von ihm geliebten Gott, der auch ihn liebt.

1.3 Der Ordenschrist hat eine Weihe seines Lebens auf Jesus Christus vollzogen und damit auf seine Art, wie er sein Leben aus Gott annahm. Das Gelübde der Armut ist die Freiwerdung seiner Existenz auf die Christusexistenz hin.

Wird Christus so Gestalt im Ordenschristen gewinnen, dann setzt sich dieses „Ich weiß, woher ich komme“ in ihm fort. Auf diese Weise nimmt er teil am Gelingen des Lebens Jesu Christi selbst.

2. Das Wobei

2.1 Schaut der Mensch auf seine Gegenwart und fragt nach dem Wobei seines Lebens, stellt er fest, daß er nicht völlig bei sich selber ist.

Der Mensch lebt in einer grundsätzlichen Zweiteilung, die Einheit sucht. Er ist in die Natur einbezogen und übersteigt sie ständig mit seinem Geist. Mithin gehört er zur Natur und doch auch nicht. Er hat einen freien Geist, und doch bedarf er der Bindung an den Leib, um sich zu entfalten. Aus dieser Spannung kann er nicht davonlaufen.

Gewiß kann er versuchen, diese seine Art zu übersehen und einfach dahin zu leben. Dennoch erfährt er sich immer wieder aufgerufen, diese seine Unausgeglichenheit des Verhältnisses von Geist und Natur auszugleichen, und dies mit seiner Vernunft. Er sucht Leitideen und Leitlinien für sein Leben, wie Erich Fromm in einer Untersuchung sehr deutlich aufzeigt.³ Er sucht das Gleichgewicht seines Lebens zu finden und kann sich dennoch *nicht völlig in Griff nehmen*.

Nun zeigt sich aber, und darauf hat Max Scheeler⁴ aufmerksam gemacht, daß die Entgegensetzung von Geist und Leben den Menschen weltoffen macht, indem er sich von den Gegenständen unabhängig macht und frei handelt.

Der Mensch kann über sein Handeln denken. Er kann aber auch über dieses sein Denken denken. Jedoch – und dies ist hochbedeutsam für das Verstehen des Menschen – den Akt dieses seines Denkens kann er nicht mehr denkend vergegenständlichen. Er steht als derjenige, der diesen Akt unternimmt, auch wieder außerhalb dessen, was er als Objekt dieses Aktes darstellt. Denn denkend ist er nicht Teil der gegenständlichen Wirklichkeit. Der Denkakt als solcher ist nicht zu vergegenständlichen, wie Scheeler ganz deutlich herausstellt. So kann der Mensch nicht ganz fassen was er ist.⁵

So bleibt dem Menschen, sich dieser seiner Wirklichkeit inne zu werden. Die Entzweiung in sich selbst, die hier zum Vorschein kommt, wird in der *Vertrautheit* des Umgangs mit sich selbst aufgenommen.

In der Liebe ist dies möglich, denn sie sagt Ja zu mir selbst und zum anderen. Der Mensch steht erneut vor seiner *conditio humana*: Es gibt im Moment seines eigentlichen Selbstvollzugs im Denken des Denkens ein Höheres, dessen

3 Erich FROMM: *Psychoanalyse und Religion*, dtv 35033, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1993, S. 28 ff.

4 MAX SCHEELER: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, Bern 1962, vgl. Albert ZIMMERMANN: *Der Mensch in der modernen Philosophie*, Ludgerus-Verlag Essen 1975, S. 15 ff.

5 Albert ZIMMERMANN: *Der Mensch in der modernen Philosophie*, Ludgerus-Verlag Essen 1975, S. 23

er gewahrt wird, das er aber nicht mehr denkend vergegenständlichen kann, es ist die Quelle seiner geistigen Tätigkeit, *reine Aktuierung*.

Ich kann mich denken, aber so denkend bin ich mehr, denn den Akt meines Denkens kann ich denkend nicht mehr in den Griff bekommen. Indem ich mich selbst begreife, verstehe ich mich doch nicht völlig, da der *Akt des Denkens mehr* ist als das, was ich denke.

2.2 Welcher Mensch kann sich mithin im völligen Selbstbesitz erfahren? In wem zeigt sich der Geist als Kraftzentrum eigener Art, wodurch er völlig mit sich identisch ist? Es muß eine geistige Wirklichkeit sein, die über der gegenständlichen Welt steht und doch zugleich sie integriert.

Wir können nicht umhin zu sagen, daß es jemand sein muß, der seinen Grund in Gott selber hat, so sehr, daß die Welt in ihm aufgehoben ist, ohne daß er als Teil in der gegenständlichen Welt aufgeht. Wir sehen dies in Jesus Christus gegeben.

In Jesus Christus gehorcht der Leib dem Geist, und bleibt doch kreatürlich. Er ist eben integriert in den Geist. Jesus Christus sagt von sich selbst: „Der von oben kommt, steht über allem; der von der Erde stammt, ist von der Erde und redet von der Erde aus“ (Joh 3,31). In seinem Denken und Reden ist Jesus Christus daher völlig er selbst in seinem Wort; denn er stammt von oben.

Die *Aktualität* seines geistigen Selbstvollzuges ist nicht gemindert im denkenden Wort, sondern in ihm völlig gegenwärtig. Darum ist sein Wort mächtig. Er ist aktuell völlig bei sich selbst, weil bei Gott. „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“ (Joh 3,36), d. h. im vertrauten Umgang des Glaubens mit dem Geiste Christi findet der Mensch auch selbst zu seiner Integration von Geist und Leben.

2.3 Mit dem Gelübde des Gehorsams als dem Ausdruck der Grundhaltung der *Demut* drückt der Ordenschrist sein Vertrauen auf die Lebensart Jesu Christi aus. Damit erstrebt er auch im Umgang mit Jesus Christus die Überwindung der *Dichotomie* seiner Existenz.

Er verläßt sich mit Jesus Christus auf die Gegenwärtigkeit des göttlichen Lebens in der Aktualität seines Geistes. So bleibt er mit Jesus Christus frei auf Gott bezogen, ohne sich selbst übereignet zu sein. Ohne diesen Halt in Gott könnte das Menschenleben in die Abgründe der Barbarei abfallen, im Erschrecken vor sich selbst.⁶

6 Eugen BISER: *Überwindung der Glaubenskrise*, Don Bosco Verlag München 1997, S. 23 ff.

In der Haltung der Demut ist der Ordenschrist zusammen mit Christus seinem eigentlichen Lebensquell, Gott, zurückgegeben und verbunden. Im letzten schafft das die Liebe, die sich zum Grund des lebendigen Geistes, Gott, zurückwendet.

3. Das Wohin

3.1 Der Mensch lebt zudem in der Distanz zu sich selbst. Er kann sich ständig im Bejahen seiner selbst zugleich von sich distanzieren, da er über sich hinaus ist. So bleibt er sich aufgeben.

Die Frage nach seinem Platz in dieser Welt wird immer nur vorläufig beantwortet. Weiß er doch um seinen Tod. Welchen Platz wird er finden? Im Fühlen und Handeln sucht er Einheit mit sich selbst im Hier und Dort des Lebens, den er letztlich doch nur in Gott haben kann.

Dorthin gelangt er aber nur durch *Hingabe*. Indem er sich an das je Größere als er selbst hingibt, entfaltet er sich und lebt er.⁷ Dies ist ihm offenkundig von Natur aus mitgegeben. Er wird immer Ziele über sich hinaus verfolgen. Welche Ziele aber sind es, die wirklich Wegweisung und Anziehung bieten, so daß der Mensch mit vordergründigen oder gar falschen Zielen nicht auf der Strecke bleibt? An wen kann sich der Mensch hingeben, um nicht am Ende betrogen zu sein?

Diese Frage geht jeden Menschen an, denn jeder Mensch hat ein religiöses Bedürfnis und Verlangen, sich einem Höheren als er selbst hinzugeben.⁸ Weil eben der Mensch sich *nicht selbst bestimmen* kann, muß er sich hingeben, an Gott.

Gott bleibt jedoch je größer. Er ist eine sich entziehende Nähe und ein sich nahendes Entfernen. So lebt der Mensch vor Gott stets an der Grenze.

3.2 Schauen wir auf Christus, so ist er der einzige, der Abba-Vater sagen konnte und damit die Grenze zum göttlichen Sichentziehen bei gleichzeitigem Sichnäheren überwand. So gewann er Zugang zum Herzen Gottes.⁹ In Christus wird das Spannungsverhältnis, daß der Mensch zu Gott hin steht und doch zugleich fern von ihm ist, aufgehoben. „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30).

Christus lehrt: „Wer sein Leben liebt, wird es verlieren; wer es hingibt, wird es bewahren“ (Joh 12,25). Dies hat er selbst in seinem Leben verwirklicht. In seiner Hingabe gewann er das Leben. Daher kann er den Weg zu Gott weisen

7 Erich FROMM: *Psychoanalyse und Religion*, Deutscher Taschenbuch Verlag München 1993, ÖS. 29 ff.

8 Erich FROMM, a.a.O., S.30

9 Eugen BISER, a.a.O., S.79

und selber sein: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,4). Er kann so sprechen, weil der Vater in ihm ist. „Der Vater, der in mir bleibt, tut seine Werke“ (Joh 14,16).

Der Platz Jesu Christi ist klar: beim Vater. „Ich bin ausgegangen vom Vater und in die Welt gekommen. Ich verlasse wieder die Welt und gehe zum Vater“ (Joh 16,28).

3.3 Im Gelübde der *Keuschheit* als der Gestalt der Liebe tritt der Ordenschrist in diese Lebenswirklichkeit und Einheit der Liebe Christi mit dem Vater ein. Sie ist begründet im letzten Wunsch Christi, „damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen“ (Joh 17,26).

Versagt sich dem der Ordenschrist, fällt er zurück zu Ersatzgöttern und in entstellte Liebe, verbunden mit lähmender Lebensangst.

Im Gelübde der ehelosen Keuschheit geht es um die Gottesnähe und Gottesliebe in Jesus Christus. Der bedingungslos liebende Vater Jesu Christi will das Ziel des Menschen sein. So wird die Distanz zwischen Gott und Mensch in Jesus Christus aufgehoben, und in dieser bergenden Liebe des Vaters. Ihr gibt sich der Ordenschrist mit seinem Gelübde der Keuschheit anheim.

Christi Liebe bis in den Tod ist zugleich todüberwindende Liebe, welche die Gemeinschaft mit Gott schenkt.

Schluß. Wir haben die dreifache Differenz der menschlichen Existenz im Woher, Wobei und Wohin untersucht und gesehen, wie sie in Jesus Christus zur Identität geführt wird. Wenn der Mensch mit Jesus Christus in Armut, Demut und Liebe täglich sein Leben führt, wird es auch mit Jesus Christus gelingen.